Abonnement für Stettin monatlich 50 Pfennige, mit Trägerlohn 70 Pfennige, auf der Post vierteljährlich 2 Mark, mit Landbriefträgergeld 2 Mark 50 Pfennige.

Inserate: Die 4gespaltene Petitzeile 15 Pfennige.
Redaktion, Druck u. Verlag von R. Graßmann. Sprechstunden nur von 12—1 U.
Stettin, Kirchplatz Nr. 3.

Stettiner Zeitung.

Abend-Ausgabe. Donnerstag, den 21. April 1881. Nr. 184.

Deutschland.

** **Berlin**, 20. April. Die zahlreichen, innerhalb der letzten Monate beim Steinkohlenbergbau des In- und Auslandes zu beklagen gewesenen Verunglückungen von Bergleuten durch Explosion schlagender Wetter haben, wie der Minister der öffentlichen Arbeiten in einem Erlasse ausführt, vielfach von Neuem die Frage angeregt, in welcher Art dem Steinkohlenbergbau und dem Leben seiner Arbeiter größere Sicherheit gegen die aus dem Auftreten schlagender Wetter erwachsenden Gefahren gewährt werden kann. Obwohl anzuerkennen ist, daß die eingehende Erörterung dieser Frage, wie sie in verschiedenen technischen und wissenschaftlichen Vereinen in jüngster Zeit stattgefunden hat, wesentlich zur Klärung der Verhältnisse und Ansichten beizutragen geeignet ist, so kann doch eine gründliche Prüfung und ein endgültiger Abschluß der Frage nur im Schooße einer besonderen Kommission von Sachverständigen erfolgen, welche alle einschlägigen Verhältnisse an der Hand der Erfahrungen des In- und Auslandes zu untersuchen und daraus die praktisch verwerthbaren Schlußfolgerungen für den deutschen Steinkohlenbergbau zu ziehen haben würde. Diese Kommission wird zu bestehen haben aus Staats- und Privat-Technikern, welche mit der Behandlung schlagender Wetter vertraut sind.

Berlin, 20. April. Die „Köln. Zeitung“ schreibt:

Mit Interesse lesen wir einen theilweise auch auf unsere Verhältnisse passenden Befehl, den der russische Großfürst-Thronfolger — der jetzige Kaiser — unlängst als Höchstkommandirender des Petersburger Militärbezirks und der Gardetruppen erlassen hat.

Derselbe lautet:

„Es ist zu meiner Kenntniß gelangt, daß in einzelnen Truppentheilen des allerhöchst mir anvertrauten Bezirks von dem Gehalte der Herren Offiziere Abzüge in solcher Höhe gemacht werden, daß dieselben bisweilen kaum 20 Prozent ihres Jahresgehaltes beziehen. Von den Arten dieser Abzüge fallen auf: Zeichnungen zur Ueberreichung von Geschenken, Veranstaltung von Geleiten, Zuschüsse zum Unterhalt der Musikkorps und zum Unterhalt der Schulen für Soldatenkinder. Die einen dieser Abzüge sind gesetzlich verboten und die anderen müßten bei einer rationellen Führung des Oekonomiewesens bei den Truppen beseitigt werden. Bei der stetig zunehmenden Theuerung und der durch die gegenwärtigen Reichsausgaben bedingten Unmöglichkeit, das Gehalt zu erhöhen, müssen die Herren Offiziere, um Schulden zu vermeiden, die sich mit ihrem Stande so wenig vertragen, sparsam sein. Unter den gegebenen Verhältnissen würde selbst eine Erhöhung des Gehaltes in gewissen Grenzen für die Befriedigung aller Bedürfnisse nicht ausreichen, insbesondere wenn Einrichtungen bei den Truppen, wie die Offizierspeisesäle, die doch den Hauptzweck verfolgen, ein billigeres Leben der Offiziere zu erzielen, bei einzelnen Truppentheilen eine Ausstattung aufweisen, die den minder bemittelten Theilnehmern beengend ist. Indem ich die hier erwähnten Abzüge vom Gehalt der Offiziere und das Sammeln von Geldsummen, in welcher Weise es auch sei, verbiete, schreibe ich den Divisionschefs und den ihnen an Rang gleichstehenden Chefs vor, die Anlässe zu beseitigen, welche Ausgaben hervorrufen, die den Subsistenzmitteln der Mehrzahl der Offiziere nicht entsprechen. In außergewöhnlichen Fällen sind behufs Erlangung der vorschriftsmäßigen Genehmigung besondere Eingaben an mich zu richten.“

Wir wüßten kaum, was man diesem Erlasse ergänzend hinzufügen sollte. Er trifft — wie gesagt — auch einen wunden Punkt in unserer Armee. Es ist keine Seltenheit, daß dem Lieutenant infolge endloser Abzüge verzweifelt wenig von seinem Gehalte übrig bleibt. Wozu die kostbaren Abschiedsgeschenke u. s. w.? Dem Empfänger kommt es nicht auf den Metallwerth des silbernen Pokals u. s. w. an, sondern auf das Wohlwollen, auf den Liebesbeweis der Geber. Es kommt auch bei Tisch auf einen Gang, auf eine Flasche Champagner mehr oder weniger nicht an; es ist gleichgültig, ob das Kasino etwas weniger reich ausgestattet ist, und es ist unter allen Umständen falsch, wenn ein junger, unvermögender Offizier jahrelang Abzüge für das Ameublement erleidet. Auch die Abzüge für die Musikkorps sind unseres Erachtens nicht statthaft. Entweder ist die Militärmusik nothwendig — und wir sind allerdings aus mehreren Gründen dieser Ansicht —, und dann soll der Staat sie auch voll und ganz bezahlen, oder sie ist überflüssig und dann soll man sie abschaffen. Jedenfalls ist es aber nicht zu billigen, daß ein Theil der königlichen Kriegsmacht durch private Beisteuer, wenn auch nur zum Theil, erhalten wird. Kommt es doch sogar vor, daß z. B. ein von Metz nach Königsberg auf Jahre abkommandirter Offizier, der in dieser ganzen Zeit sein Regiment nicht ein einziges Mal zu sehen bekommt, Monat für Monat zur Musikkasse seinen Beitrag bezahlen muß.

— Die „Nat.-lib. Korresp.“, das offiziöse Organ der Partei Bennigsen, hadert seit einiger Zeit heftig mit den fortschrittlichen Blättern, welche der nationalliberalen Partei vorwerfen, sie befinde sich in vollständiger Auflösung und sei absolut regenerationsunfähig. So oft die Wahlen vor der Thüre standen, wurde jene Partei von den Fortschrittlern mit gleichen Schmeicheleien beehrt; man sollte daher nachgerade annehmen, die Nationalliberalen wüßten, was sie von der Fortschrittspartei zu halten haben und würden alle Berührungspunkte mit ihr für immer meiden. Im nationalliberalen Lager, wo man sich seiner liberalen Abstammung voll und ganz bewußt ist, denkt man anders. Die „Nat.-lib. Korresp.“ müht sich wenigstens ab, den Beweis zu führen, daß die Nationalliberalen stets in loyalster und ehrlichster Weise den Fortschrittlern begegnet sind und auch heute noch nichts sehnlicher erstreben als „die Anerkennung der nationalliberalen Partei als einer ebenso berechtigten Form des liberalen Gedankens wie die Fortschrittspartei“ und daraufhin ein „ehrliches Bündniß aller Liberalen“, um viribus unitis gegen Konservative, Ultramontane und Sozialdemokraten Front zu machen.

Kann man sich wundern, wenn man auf fortschrittlich-sezessionistischer Seite für solche Liebeswerbungen nur Hohn und Spott hat und von den Nationalliberalen einfach verlangt, zu Gunsten des Radikalismus abzudanken? Dagegen sträubt sich allerdings noch das nationalliberale Gewissen und die „Nat.-lib. Korresp.“ ermahnt deshalb die Gesinnungsgenossen, Hand anzulegen, „damit die schadenfrohe fortschrittliche Behauptung von der vollen Auflösung der nationalliberalen Partei zu Schanden wird.“ Wir fürchten indeß, daß sie ihr mißliches Geschick auch durch diesen Weckruf nicht bessern wird; denn auf sich selbst angewiesen, wird es die immer schwankende und daher Niemanden mehr voll befriedigende Partei schwerlich noch zu ausschlaggebenden Majoritäten bringen, und auf die Unterstützung der Konservativen wird sie so lange nicht rechnen können, als sie eben ihren Schwerpunkt nach links verlegt und nicht zu überzeugen ist, daß der gemäßigte Liberalismus von heute mit dem Konservatismus tausend, mit dem Radikalismus aber fast gar keine Berührungspunkte hat.

— Als der Kronprinz mit dem Prinzen Heinrich am Oster-Sonnabend sich in der Spandauer Stadtforst zur Jagd befand, entstand gerade in der Nähe der Stelle, wo Beide auf dem Schnepfenanstand waren, auf nicht aufgeklärte Weise ein Waldbrand. Der Kronprinz griff kräftig mit an, den Brand zu dämpfen, indem er einen Spaten in die Hand nahm und fleißig schippte. Prinz Heinrich, welcher sich in einem einfachen Jagdanzug befand, wurde von einigen in der Nähe befindlichen Arbeitern gefragt, wer er sei, worauf er antwortete, er gehöre zum Kronprinzen. Als nun der Kronprinz beim Ausbruche des Brandes seinen Sohn mit den Worten „Heinrich! Heinrich!“ herbeirief, fand dieser Ruf bei den Arbeitern, welche nicht ahnten, daß es sich um den Sohn des Kronprinzen handle, lebhaften Wiederhall. Der Prinz betheiligte sich dann gleichfalls an der Unterdrückung des Brandes, indem er, wie sein Vater, zum Spaten griff. Nach Vollendung der ungewohnten Arbeit sahen beide Prinzen, Vater und Sohn, ganz geschwärzt aus, erquickten sich an einer vom Oberförster Kanzler dargebotenen Weißen, worauf sie ihre Rückfahrt nach Berlin antraten.

Ausland.

Paris, 18. April. Barthelemy Saint-Hilaire will einen Hauptschlag mit dem Gelbbuche ausführen, das bis zur Wiedereröffnung der Kammerverhandlungen fertig sein und laut der „Korr. Havas“ unter anderen Kuriositäten auch „das erste Gespräch Salisbury's mit Waddington“ bringen soll, welches während des Berliner Kongresses gehalten wurde und für den Keim der tunesischen Frage gilt. Auch die Depeschen, die über Tunis zwischen Frankreich und den übrigen Mächten ausgetauscht wurden, gedenkt Barthelemy Saint-Hilaire den europäischen Völkern vorzulegen. Die tunesische Frage bildet ja nur ein Krümchen von dem großen Brocken der Theilung der europäischen und afrikanischen Türkei, dem folgenschweren Seitenstücke zur Theilung Polens, auf welche die Franzosen ja doch so viel geschimpft haben. Die Ruhmesthaten der dritten Republik in Tunis werden erst Ende der Woche beginnen. Die drei Hauptursachen der Verzögerung sind laut dem „Telegraphe“: der Mangel an Hebewerkzeugen, um Kanonen, Wagen, Munition, Gepäck u. s. w. in die Schiffe heben und niederlassen zu können; die Nachlässigkeit der Militär- und Marineverwaltung, welche die Zahl der Truppen u. s. w., welche in jedem Schiffe untergebracht werden können, nicht berechnet und verzeichnet hatte, und drittens die vollständige Kopflosigkeit von Offizieren und Soldaten und die Unbekanntschaft mit den Einrichtungen an Bord; die Leute fielen aufs Schiff wie die Schwärme Spatzen auf den Kornspeicher. Es werden jetzt Krahnen u. s. w. beschafft, denn das ist ja nur, um mit dem „Telegraphe“ zu reden, eine bloße Geldfrage, und die Franzosen sind reich genug, ihre Gloire reichlich zu bezahlen. Auch die „Etiquettirung“ der Schiffe ist keine übergroße Arbeit und unser Gewährsmann erinnert klüglich an die Eisenbahnpackwagen, an denen Weiß auf Schwarz zu lesen ist, wie viel Mann Unterkommen finden. Schließlich empfiehlt der „Telegraphe“ eifrige Uebungen der Leute im Ein- und Ausschiffen, und wo das so schnell nicht gehe, da solle man den Offizieren und Soldaten einen Katechismus über die Künste beim Ein- und Aussteigen, über die Ordnung an Bord u. s. w. übergeben.

Es klingt dieser Rath der Presse einigermaßen wunderlich bei einer großen Armee, die Tausende von Berufsoffizieren hat; indeß, wo die Wissenschaft nicht ausreicht, da fängt der Patriotismus an, mit Rath und That vorzugehen. Der Pariser zumal steht noch unter dem Eindrucke der in der Untersuchung gegen Cissey bestätigten schauderhaften Unordnungen im Kriegsministerium, und der Budgetausschuß hat auch bereits Brisson beauftragt, der Sache weiter nachzugehen und den Kammern Vorschläge zu machen, wie im Kriegs-Ministerium Ordnung zu stiften und der Augiasstall in eine saubere Holländerei umzugestalten sei. In den Blättern wird auch noch viel über Kriegspläne geschrieben und Farre, wenn er selber wirklich keine Ansicht haben sollte, hat die Auswahl zwischen den Thälern, in die er seine Generäle schicken kann: findet er das Thal der Medscherda zu eng und zu hochrandig, so ist das Wadi Maalegh, das von Südwesten nach der Medscherda streicht, breiter; zudem führt es nicht weit von Kef vorüber, wo die Franzosen ihren Stern sofort leuchten lassen können, denn, sagen unsere französischen Quellen, Kef hat den Ruf, daß es eine heilige Stadt und als solche uneinnehmbar sei. Da nun Kef bei den jetzigen Mitteln der Franzosen leicht zu nehmen sein dürfte, so würde es die Araber vom heiligen Kriege abschrecken, und — wörtlich! — „unsern Soldaten ein neues Vertrauen zu sich selber und zu ihren Oberen geben“. „Siecle“ und „Telegraphe“ empfehlen daher das Thal des Wadi Maalegh gegenüber den Medscherda-Strategen. Entschieden ist, wie es heißt, noch nichts, zumal General Osmont laut der „France“ noch ruhig in Algerien sitzt, „von wo er telegraphisch die Vorbereitungen zu den Bewegungen trifft“. Dazu bemerkt der „Telegraphe“: „das erste Ergebniß dieses schlechten Systems ist die gänzliche Lähmung des Generals Forgemol, der bis jetzt noch keine Initiative ergriffen, weil er, unter des Generals Osmont Befehl gestellt, nichts ohne Ordres thut und sich hinter seinem Vorgesetzten verschanzt. Das ist just nicht geeignet, den Operationen einen kräftigen Schwung zu geben.“

So die französischen Blätter, die sogar so weit gehen, dem General Osmont zu bemerken, sein Platz sei jetzt nicht in Algier, sondern an der Spitze der Kolonnen, das sei zwar einigermaßen beschwerlich, indeß man könne nicht umhin, ihn aufzufordern, seinen Posten zu beziehen.

In Algier lebt man stark der Hoffnung, die Krumirs würden ohne Kampf die Waffen strecken und den Franzosen sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Der „Rappel“ aber empfiehlt folgenden Kriegsplan: „Das Hauptobjekt sind nicht die Krumirs, sondern ist Tunis; gehen wir also nach Tunis, rechnen wir mit dem Bey ab, und zwar rasch; das Uebrige wird sich finden.“ Der „Soleil“ spottet über die jetzige Noth und fügt bitter hinzu: „Laßt uns ein friedliebendes Volk werden, aber, um des Himmels willen, retten wir unsere Würde!“ Die Regierung weiß, daß eine Niederlage in Tunis zu einer Niederlage der Republik Grevy-Gambetta's bei den nächsten Wahlen führen würde, und auch insofern ist die tunesische Frage keine Kleinigkeit.

Paris, 20. April. Der gestrige Ministerrath beschäftigte sich wieder mit Tunis. Man sprach sich für Absendung der Flotte mit Landungstruppen aus. Der „Telegraphe“ bestätigt, daß unmittelbar, nachdem die Regierung erfahren hatte, der Bey von Tunis weise die letzten Vorschläge Barthelemy Saint-Hilaire's zurück, sie den Beschluß faßte, die Flotte in die tunesischen Gewässer zu senden. Die Angriffsbewegungen gegen die Krumirs sollen unmittelbar bevorstehen; die Truppen rücken sämmtlich von Bona ab.

Da sich herausgestellt haben soll, daß die tunesische Besatzung auf einem Fort der Insel Tabarque auf das französische Kanonenboot „Hyene“ geschossen hat, so soll diese Insel nunmehr von französischen Truppen besetzt werden. Die „Republique française“ kündigt die Expedition nach Tabarque an und sagt, diese Insel würde ein maritimes Etablissement von Bedeutung werden; sie würde zunächst die nördliche Operationsbasis für die Aktion gegen die Krumirs abgeben. Die Fregatte „Surveillante“ (12 Kanonen) und die Kanonenboote „Schakal“ und „Hyene“ (je 4 Kanonen) sollen mit 1600 Mann Landungstruppen und 2 Berggeschützen dahin abgehen. Da die Insel von Truppen des Bey besetzt ist und weitere Truppen desselben dorthin unterwegs sind, so scheint ein direkter Zusammenstoß zwischen diesen und den Franzosen kaum mehr vermeidlich.

Rom, 19. April. (B. T.) Der italienische Konsul Maccio in Tunis ist zum Generalkonsul befördert worden. Im Kriegshafen Spezia wurden armirt: die Panzerschiffe „Amadeo“, „Affondatore“ und „Castelfidardo“. Der Kontreadmiral Piola Caselli übernahm den Befehl über die beiden Mittelmeergeschwader. Der „Amadeo“ hißte die Kontreadmiralsflagge. Der Oberkommandant von Spezia, Admiral Saintbon, sagte dem Offizierkorps, welches sich von ihm verabschiedete, bevor es sich an Bord begab: Die Flotte werde vielleicht bald zu Thaten berufen. Er habe das Vertrauen, daß die italienischen Matrosen zu siegen oder zu sterben wüßten.

Die italienische Kolonie in Tunis verlangte hier wiederholt die Absendung von Kriegsschiffen. Die englische Panzerfregatte „Temeraire“ ist von Palermo nach Tunis gegangen. Die „Opinione“ warnt wiederholt vor der Illusion, England werde Italien unterstützen. Die „Liberta“ verlangt rückhaltlosen Anschluß Italiens an den Dreikaiserbund, falls dieser wieder entsteht, und empfiehlt auf jeden Fall enge Freundschaft mit Deutschland. Sie nennt den Enthusiasmus der Blätter der Linken für Frankreich unaufrichtig, da Frankreichs Auftreten in Tunis einer Verschmähung der italienischen Freundschaft gleichkommt. Die radikale „Capitale“ dagegen besteht auf die Beibehaltung des Kabinets Cairoli als Bürgschaft für die französische Freundschaft. Die „Riforma“, welche scharf gegen den Pariser „Avenir diplomatique“ polemisirt, sagt: Crispi sei stets der Freund Frankreichs gewesen, Sympathie und Freundschaft bedingen jedoch nicht Unterwerfung. — Die Franzosen sind daher im Irrthum, wenn sie glauben, Crispi werde eine Demüthigung seines Vaterlandes zulassen. Italiener mit Leib und Seele, werde Crispi selbst Frankreich gegenüber nie Italiens Würde und Interessen opfern.“

Petersburg, 18. April. Im Schoße der kaiserlichen Familie giebt es schlimme Zerwürfnisse; lange, ehe von der sensationellen Verhaftung des Prinzen Konstantin die Kunde kam, habe ich Ihnen bereits mitgetheilt, daß der Zar seine eigenen Oheime

des Nihilismus beschuldige; jetzt liegen ihm dafür Beweise vor, die mehr als bedenklich sind und die leicht einen nahen Verwandten, einen Romanow, dahin führen könnten, wo jetzt ein Sheliabow, ein Russakow stehen. Von den letzten Folgen des großen Prozesses werden schwere Entscheidungen abhängen. Alexander III., der als Thronfolger so frische, blühende, kernfeste Mann, sieht heute ganz anders aus, als vor zwei Monaten; er scheint selbst nur mühsam zu athmen, seit er in seinem weiten Reiche nach einem Plätzchen vergebens sucht, wo er wirklich vor Mörderwaffen mit den Seinigen sicher wäre. In seiner eingeweihten Umgebung herrscht eine fieberhafte Spannung auf seine Entschlüße, denn Jedermann weiß, daß er um das eigene Leben wie um die Ruhe des ganzen Landes spielt.

Athen, 20. April. (B. T.) Der Wiederzusammentritt des Parlamentes ist auf den 1. Mai (n. St.) festgesetzt worden. Wiewohl die öffentliche Meinung sich sehr entschieden gegen die Annahme der Konstantinopeler Beschlüsse ausspricht, ist doch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß sich für dieselbe eine genügende Majorität ergiebt. Besonders zu bemerken ist, daß Trikupis, der augenblickliche Führer der Opposition, nicht zu den Gegnern der Konstantinopeler Beschlüsse gehört. Derselbe weiß sehr wohl, daß auch ihm, wenn er dazu berufen würde, abermals der Nachfolger Komunduros' zu werden, nichts Anderes übrig bliebe, als die Annahme der Konstantinopeler Beschlüsse im Parlamente zu befürworten. (Anm. d. Red.) Einem schon früher kolportirten Gerüchte zufolge, dem der mit gut unterrichteten griechischen Kreisen in Fühlung stehende „Phare du Bosphore" neuerdings Ausdruck giebt, wäre die Unterwerfung Griechenlands unter den Willen der Großmächte namentlich den persönlichen direkten Schritten des Kaisers Wilhelm zu danken, der kurz vor der Uebergabe der erwähnten europäischen Note oder unmittelbar nach derselben ein langes chiffrirtes Telegramm nach Athen an Herrn von Radowitz zur Uebermittelung an den König von Griechenland gerichtet habe.)

Provinzielles.

Stettin, 21. April. Stellt der Inhaber eines Lokals seine daselbst befindliche Gasrohrleitung, mit Umgehung des Gasmessers, mit dem Straßenrohr, in welchem sich das Leuchtgas der örtlichen Gasanstalt befindet, in Verbindung und brennt er in dieser Weise eine Zeitlang in seinem Lokal Gas, ohne daß ein Gasmesser den Verbrauch nachweist, so macht er sich dadurch, nach einem Urtheil des Reichsgerichts, II. Straffenats, vom 8. Februar d. J., eines Diebstahls gegen die Gasanstalt schuldig.

— Eine interessante kalendarische Analogie findet sich in den gelehrten Forschungen des verstorbenen Bischofs von Speier, Dr. Haneberg, verzeichnet, welcher in seiner Erklärung des Johannes-Evangeliums zum 13. Kapitel bemerkt, daß im Todesjahre Jesu Christi der Sonntag nach dem jüdischen Pasah — der Ostersonntag — auf den 17. April, also der Donnerstag des heil. Abendmahles auf den 14., der Freitag des Leidens und Sterbens Jesu auf den 15. April fiel. Gerade so fielen nun diese Gedächtnißtage auch in der gegenwärtigen h. Woche.

— Für Jäger giebt es im Monat April im Forst- und Jagdwesen Vieles zu beachten. Da die Brut- und Setzzeit des Wildes herannaht, so ist in den Revieren für möglichste Ruhe Sorge zu tragen, namentlich auch, weil in diesem Monat das meiste Raubzeug — Füchse, Iltisse, Marder, Fischotter u. s. w. — wirft, der jungen Brut desselben nachzuspüren, um sie unschädlich zu machen. Der Fuchsbau muß gründlich revidirt, vagabondirende Hunde und Katzen, sowie Raubvögel vor die Büchse genommen oder sonst wie getödtet werden. Gegen Mitte dieses Monats sind die edlen Waldhühner in voller Balz. — Schwache Hirsche werfen ihre Geweihe ab; starke Rehböcke beginnen zu fegen. — Die Bachen frischen. — Das Durchforsten und Stockroden ist fortzusetzen, die Kulturen sind eifrig zu betreiben. — Die Theeranstriche gegen die Raupen der Kiefernspinner müssen erneuert werden.

— Ueber einen schweren Unfall, welcher die auch bei uns bestens bekannte Luftschifferin Frau Auguste Securius bei einer Auffahrt in Minden betroffen hat, entnehmen wir der „Mindener Zeitung" folgende Mittheilungen: Am 2. Ostertage um 6 Uhr Nachmittags verließ Frau Securius mit ihrem Ballon den Garten der Tonhalle. Der Neptun stieg prächtig in die Höhe. Der Ballon nahm zuerst, von einem leichten Ostwind getrieben, seine Richtung nach Westen. Plötzlich tauchten am Himmel schwere Gewitterwolken auf, welche die Richtung des Ballons änderten. Fast denselben Weg, den er auf dem Hinwege gemacht, nahm derselbe zurück, als der Sturmwind auf ihn einwirkte und den Ballon mit reißender Schnelligkeit nach Westen trieb. Frau Securius suchte unter diesen Verhältnissen die Landung zu beschleunigen. Der Ballon fiel rapide und erreichte kurz vor der auf dem linken Weserufer nach Porta führenden Chaussee den Erdboden. Der ausgeworfene Anker faßte nicht und viermal schlug der Ballon auf die Erde nieder, um dann wieder, von dem Winde getrieben, weiter zu rasen. Ein Halten desselben war nicht möglich. Wohl faßte Herr Rechnungsführer Homann von der „Laura" das Ankertau und ließ sich von demselben schleifen. Aber die geringe Last konnte das Ballon-Ungethüm nicht bändigen. Frau Securius hielt sich mit aller Kraft an den Stricken des Ballons fest; dreimal gelang der muthigen Frau, welcher die Gefahr Riesenkräfte verliehen haben mußte, das kühne Unternehmen. War der Strick, den Frau Securius sich um die rechte Hand geschlungen, doch fast bis auf die Knochen eingedrückt. Dreimal hielt sie sich während des Aufbäumens des Ballons in der Gondel; beim vierten Male war ihre Kraft zu Ende und sie fiel aus der wild hin- und hergeschleuderten Gondel. Es war in der unmittelbaren Nähe des Zechengebäudes der „Laura". Die Gondel streifte an einen Chausseebaum, Frau Securius fiel auf denselben und von dem Baum, nachdem ein Ast gebrochen, auf die Chaussee. Platt stürzte sie auf Gesicht und Leib herab. Aerztliche Hülfe war durch eine glückliche Fügung schnell zur Hand und konnte der Transport der schwer beschädigten Frau nach ihrem Logis in der Tonhalle bewerkstelligt werden. Auch der Gatte der Verunglückten, Herr Karl Securius, der am Nachmittag eingetroffen war, geleitete Frau Securius. Es war ein trauriger Zug, der bei Dunkelheit durch die Straßen unserer Stadt sich nach der Tonhalle bewegte; die innigste Theilnahme prägte sich in den Gesichtern der zahlreich herbeigeströmten Menschenmenge aus. Von äußeren Verletzungen hat Frau Securius folgende erhalten: der rechte Arm ist gebrochen, der linke verstaucht; die Hautabschürfungen sind namentlich im Gesicht bedeutend. Ob Frau Securius innere Verletzungen erhalten hat, läßt sich zur Zeit noch nicht bestimmen. Es ist aber die erfreuliche Hoffnung vorhanden, daß dies nicht der Fall ist. Heute Mittag, wo es uns gestattet war, die Schwerverletzte zu sehen, vermochte sie, wenn auch leise, zu sprechen. Ueber die Katastrophe selbst wußte sie nichts, da sie während derselben die Besinnung verlor. Die Theilnahme für die schwergeprüfte Frau ist allgemein und ebenso der Wunsch für ihre baldige Genesung. Möge derselbe in Erfüllung gehen! — Der Ballon, welcher, nachdem Frau Securius herausgeschleudert war, in die Höhe stieg und über die Weser davontrieb, ist auf dem Kamme der Bergkette bei Lerbeck aufgefunden und noch gestern Nacht — merkwürdigerweise wenig beschädigt — hier eingetroffen.

— Im Volksmunde giebt es eine Redensart, nach der todtgesagte Lebende noch ein sehr langes Leben vor sich hätten. Wenn wir dieselbe auch auf den Stettiner Lloyddampfer „Kätie" anwenden wollen, so dürfte dem gottlob munter auf dem Ozean schwimmenden Schiffe und seinen ca. 800 Passagieren statt des ausgesprengt gewesenen schnellen Wassertodes noch eine glückliche, lange Lebensdauer bevorstehen. Daß die Verwaltung auf der „Kätie" eine sehr ruhige, gewissenhafte und in Bezug auf Speise und Trank geradezu mustergültige sein muß, beweisen alle Stimmen, die sich aus der Ferne brieflich hierüber vernehmen lassen. Uns liegt abermals ein solches Schreiben vor, das ein aus D a m m ausgewanderter Familienvater an seine Frau und Kinder gerichtet und in Damm buchstäblich durch hundert Hände gegangen ist. Aus dieser unserer Nachbarstadt geht uns denn auch eine mit zahlreichen Unterschriften versehene Bitte zu, den Brief zu veröffentlichen. Wir kommen derselben in soweit nach, als der Inhalt des Schreibens auf allgemeines Interesse Anspruch erheben darf. Es heißt darin: Als wir von Stettin (Sonnabend) abfuhren, sind wir bis Dänemark (Kopenhagen) gefahren, da haben wir Sonntag und Montag bis Mittag gelegen und haben noch viele Passagiere genommen. An Land durfte Niemand gehen. Dann gings nach Norwegen (Christiansand), wo wir nochmals einen halben Tag lagen und wieder Passagiere einnahmen. Hier war es noch so kalt und winterlich, daß man noch in Schlitten fuhr und mit Schlittschuhen lief. Am Donnerstag kamen wir in Newcastle an, heute ist Ruhetag und morgen gehts ins große Meer. Was die Reise bis hier anbetrifft, so ist es uns sehr gut gegangen, denn die Seekrankheit haben wir noch nicht gehabt. Wenn ich oder wir Alle unser Essen holen, so denke ich wehmüthig an Euch, hier brauche ich nicht zu hungern, denn wir haben, trotzdem wir doch so viele Passagiere sind, hier so viel und gut zu essen, daß Ihr noch Alle mitessen könntet. . . . . Der weitere Inhalt ist rein privater Natur, weshalb wir auf dessen Reproduktion verzichten.

— In der Zeit vom 13. bis 16. d. Mts. wurden von dem Trockenboden des Hauses kleine Domstraße 10a verschiedene Wäschestücke, und vorgestern Abend aus einer Küche des Hauses Langebrückstraße 8 drei silberne, L. M. gezeichnete Eßlöffel gestohlen.

— Es wird vermuthet, daß die am 19. d. gegenüber von Züllchow angeschwemmte Leiche die des seit dem 13. Oktober v. J. vermißten Schiffskapitäns Johann K a r g e aus Promeisel (Insel Rügen) ist, indeß gelang es bisher nicht, Personen aufzufinden, welche im Stande waren, die Leiche zu rekognosziren.

— In vergangener Nacht gegen 12 Uhr brach in einem dem Eigenthümer Piepenhagen gehörigen, Kreckowerstraße 25 belegenen Stallgebäude Feuer aus, welches erst nach 2stündiger Thätigkeit der Feuerwehr gelöscht wurde.

— Die bereits 20 Mal vorbestrafte unverehelichte Auguste B a u m g a r d t, in Unterbredow wohnhaft, kam gestern in das Geschäftslokal der Wittwe Lorenz, Frauenstraße 53, und bestellte für eine Geheimräthin St. 12 wollene Unterhemden und ein schwarzes Tuch im Werthe von 10,50 M. mit dem Bescheide, daß sie die Sachen am Nachmittag abholen wolle. Als sie am Nachmittag zur Empfangnahme der Sachen erschien, war zufällig ein Herr anwesend, welcher gehört hatte, daß eine der Baumgardt ähnliche Person am 19. d. Mts. in dem Geschäftslokal von Karl Preiß, Pölitzerstraße 12, unter denselben Umständen, angeblich für einen Doktor Becker, Waaren im Werthe von 14,50 M. entnommen und nicht bezahlt habe, sich auch dann nicht mehr hatte sehen lassen. Die Baumgardt wurde in Folge dessen festgehalten und gestand bei ihrer polizeilichen Vernehmung sowohl den Betrug bei Preiß, wie den versuchten Betrug bei der Wittwe Lorenz ein und wurde in Folge dessen verhaftet.

Kunst und Literatur.

Hellwald, Naturgeschichte, Lieferung 4. Es ist kein Leichtes, die Forschungen der Wissenschaften durch verständliche und anregende Form dem großen Publikum mundgerecht zu machen. Um so freudiger müssen wir die Leistungen jener Männer begrüßen, welche sich diese Kunst zur Lebensaufgabe gemacht haben. Der Name von Hellwald ist auf dem Gebiete der popularisirenden Ethnographie wohl bekannt. Sein neuestes im Erscheinen begriffenes Werk „Naturgeschichte des Menschen" (Verlag von W. Spemann) will eine Entwicklung des Menschengeschlechtes von der untersten Stufe bis zur höchsten geistigen Blüthe auf Grund der neuesten Forschungen, im Sinne des berühmten Peschel liefern. Wohl für Jeden ein höchst anziehendes Thema. Wirkungsvoll unterstützen den Verfasser zahlreiche Illustrationen, welche voll realen Lebens charakteristisch und malerisch zugleich wirken.

[69]

Vermischtes.

— Vor Kurzem ist in Bremen eine chirurgische Operation vollzogen worden, welche verdient, neben der vielbesprochenen Billroth'schen Magenresektion und anderen bemerkenswerthen Resultaten der Chirurgie in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Ein Mann von 47 Jahren hatte, wie die „Wes.-Ztg." mittheilt, seit einem Jahre ein schweres Rückenmarksleiden, welches sich durch ein fortwährendes, nicht zu beseitigendes Kältegefühl in den Beinen und so vollständige Gefühllosigkeit in den Fußsohlen äußerte, daß sie selbst bei starkem Kitzeln unempfindlich blieben; beim Gehen schleuderte der Kranke stark die Beine; selbst wenn er am Stocke ging, machte er den Eindruck eines Betrunkenen; im Dunkeln zu gehen, ohne zu fallen, war ihm unmöglich, und selbst beim Stehen mit geschlossenen Augen verlor er sofort das Gleichgewicht. Dazu gesellten sich Blasenlähmung und verwandte Erscheinungen. Eine Reihe von Aerzten erklärte diese Krankheit als Rückenmarksschwindsucht (tabes dorsalis). Der Patient wurde in die Privatklinik von Dr. H. Schüßler übergeführt und daselbst folgender Operation unterworfen: die beiden Hüftnerven, die das Rückenmark an dessen unterem Ende verlassen, wurden blosgelegt und einer mehrmaligen so starken Dehnung unterzogen, daß der Kranke, der ein Gewicht von etwa 170 Pfd. hatte, dreimal an jedem Nerv vom Operationstische in die Höhe gehoben wurde. Nach sechs Wochen hatte diese Operation dem Kranken den Gebrauch seiner Beine und der oben erwähnten inneren Organe zurückgegeben. Die sämmtlichen genannten Krankheitserscheinungen haben sich verloren; der Geheilte geht wieder ohne Störung seiner Beschäftigung nach. Nervendehnungen gehören ohnehin zu den neuesten und seltensten Operationen; eine doppelseitige Hüftnervendehnung ist jedoch wohl noch niemals vollzogen worden. Es eröffnet sich damit eine ganz neue Aussicht zur Bekämpfung des geschilderten Rückenmarksleidens.

— Von einem eigenthümlichen Indianerstamm wird berichtet: In dem westlichen Winkel von Neu-Mexiko liegt das nur wenig bekannte Zunithal, welches bei einer Durchschnittsbreite von zwei Meilen eine Länge von dreißig englischen Meilen hat und ungemein fruchtbar ist. Dieses Thal wird von dem merkwürdigen Stamm der Zuni-Indianer bewohnt, welche etwa 2000 Köpfe stark sind und Ackerbau und Viehzucht treiben. Sie sind Feueranbeter und betrachten die Sonne als die höchste Gottheit. In einem alleinstehenden, großen Tempel aus ungebrannten Backsteinen wohnt der Caliqua oder Oberpriester, der die Aufsicht über das Gebäude führt und die Eintheilung der Jahreszeiten vornimmt. Die Wände des Tempels sind mit Hieroglyphen bedeckt, welche Zeittabellen und Berechnungen vorstellen. Die Zuni-Indianer glauben, daß sich ihr Oberpriester im Besitz einer geheimnißvollen Macht befindet, durch welche er in den Stand gesetzt werde, die Jahreszeiten und die Witterung zu regeln. Die Wohnungen des Stammes sind hohe, pyramidenartige Backsteinhäuser, die meistens mehrere Stockwerke enthalten, von denen das untere gewöhnlich geräumig und hoch ist, während die darüberliegenden kleiner und niedriger sind. Der Eingang zu diesen von mehreren Familien bewohnten Häusern ist oben an der Pyramide und wird durch Leitern erreicht. Jedes Stockwerk ist mit einer Art Gallerie umgeben, von der aus man die Wohnungen der Nachbarn auf Leitern erreicht. Die Hautfarbe dieser Indianer ist ein dunkles Braun. Das Zunithal wird wohl jetzt, nachdem die Eisenbahn auch jene entlegene Gegend dem Touristenstrome näher gerückt hat, von Neugierigen und Forschern öfter besucht werden und eine Entzifferung der Hieroglyphen des Tempels über kurz oder lang versucht werden.

— Von Franz Liszt's Frische und guter Laune wird mancher hübsche Zug erzählt, unter Anderem der folgende: Bei einer der letzten Tafeln, denen er beiwohnte, saß er einem seiner besten Freunde gegenüber, der in die Nachbarschaft eines sehr beredtsamen fremden Herrn gerathen war, und von diesem mit wahren Douchen gleichgiltigster Redefluth überströmt wurde. Der arg Bedrängte konnte sich gar nicht mehr retten, und ließ seine Blicke wie hilfeflehend zu Liszt hinüberschweifen. Und dieser half ihm wirklich aus der Klemme, indem er ihn plötzlich anredete: „Kennen Sie schon die Anekdote von dem Herrn, der im Eisenbahnwaggon einen wildfremden Passagier trifft, der ihn anredet, er komme ihm so bekannt vor? Ja und ja, er habe so etwas im Gesicht, so einen eigenthümlichen Zug, der an diese und diese Leute erinnere, . . . und ob er nicht den Herrn X. in Y. kenne, . . . oder doch wenigstens die selige Tante der Frau Y. in X. gekannt habe, . . . nicht? Das sei doch merkwürdig, er sehe ihr doch so ähnlich . . . und jener Herr X. sei mit ihm entfernt verwandt gewesen, und jene Frau Y. war eine Kousine seiner vor zwanzig Jahren verstorbenen ersten Frau, . . . sie habe ein Krebsleiden gehabt, die Arme, . . und er könne sich nicht helfen, er behaupte noch immer, die Aehnlichkeit sei vorhanden (und so fort, eine halbe Stunde lang zur Verzweiflung des also Belagerten) . . . und er wage es sogar zu behaupten, daß sie Beide, die sich da so zufällig getroffen, mit einander verwandt sein müßten . . . und er sei darum so frei, direkt vorzuschlagen, daß sie Beide sich von nun an duzen mögen. Worauf der Betreffende losgeplatzt sei: „Gut, duzen wir uns, aber jetzt . . . halt's Maul!" Die Anekdote war von der gewünschten Wirkung, der Meister hatte seinen Jünger gerettet.

— (Eine Straßburger Oster-Anekdote.) Zur Osterzeit des Jahres 1871, als noch deutsche Soldaten bei den Bürgern einquartiert werden mußten, weil es an genügendem Raum in den Kasernen gebrach, erzählte die Vorsteherin einer der Straßburger Kleinkinderschulen ihren munteren, bisweilen etwas unruhigen Schülerinnen und Pfleglingen die liebliche Geschichte von der Auferstehung des Heilandes. Um sich ihren Zöglingen recht verständlich zu machen, bediente sich die Lehrerin des sowohl ihr als ihnen wohlbekannten „Straßburger Ditsch", und aufmerksam lauschten Alle den lebendigen Erzählungen. Sie begleiteten in Gedanken die mit Spezereien versehenen Frauen, Maria Magdalena und die andere Maria, hinaus in den Garten Josephs von Arimathia, des reichen Mannes, an das in die Felsen gehauene Grab, und hörten sie ängstlich und sorgend fragen: „Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Thüre?" Als nun die gewandte, anmuthige Erzählerin den zur rechten Hand sitzenden Engel im langen, weißen Kleide, seine tröstlichen Worte den zagenden und erschreckten Frauen zurufen ließ, that sie solches in reiner, hochdeutscher Sprache: „Fürchtet Euch nicht! Ihr suchet den Gekreuzigten? Er ist nicht hier; er ist auferstanden, wie er gesagt hat." Ein blondes rothbackiges Mägdlein, bei dessen Eltern auch deutsche Krieger in Quartier lagen, die sich schon oft mit dem munteren, aufgeweckten Kinde freundlich unterhalten hatten, fiel jetzt plötzlich, sein Patschhändchen hoch aufstreckend, der lieben Lehrerin mit der Frage verwundert in das Wort: „Ja, höere Sie, Mamsell, isch denn d'r Engel e Preuß gsinn, wyl 'r e so gereddt het?"

— Was Eheherrlichkeit betrifft, so giebt es dreierlei Frauen. Man achte nur darauf, wenn sie unter sich unbefangen parliren und man wird sofort wissen, ob sie daheim zu den Regenten oder Mitregenten gehören. Die eine sagt, wenn vom Haus die Rede ist: „Mein Mann hat gesagt", Die andere: „Wir haben gesagt" (d. h. mein Mann und ich oder auch ich und mein Mann), und die dritte: „Ich habe gesagt." — Ausnahmen giebt's auch bei dieser Regel. Manche herrschsüchtige, aber kluge Frau, die daheim immer „Ich" sagt, sagt in Gesellschaft: „mein lieber Mann."

— Als wirksames Mäusegift wird der Same der büschelblüthigen Akazie empfohlen. Der Tod der Mäuse erfolgt, sobald sie diesen Samen nur angenagt haben. Die Anwendung dieses Mittels dürfte besser sein, als eine Anwendung von gefährlichen Giften.

Telegraphische Depeschen.

Rom, 20. April. Der russische Botschafter am Wiener Hofe, Baron von Oubril, hat heute dem Papste unter Ueberreichung eines kaiserlichen Handschreibens die Thronbesteigung des Kaisers Alexander III. notifizirt. Später besuchte der Botschafter den Kardinal-Staatssekretär Jacobini und den Doyen des Kardinals-Kollegiums Kardinal Pietro.

Bukarest, 20. April. Zufolge eines königlichen Erlasses soll ein fünftes Artillerie-Regiment errichtet werden. In der Armee haben zahlreiche Beförderungen stattgefunden, die Obersten Angelescu und Erettianu sind zu Generalen ernannt worden.

Bukarest, 20. April. Der Ministerpräsident Bratiano theilte heute den Kammern mit, daß der König die Demission des Kabinets angenommen und Demeter Bratiano mit der Bildung eines neuen Kabinets beauftragt habe. Demeter Bratiano habe diese Mission acceptirt und werde heute Abend hier eintreffen. Die Kammern vertagten sich hiernach bis zum 9. Mai.

Belgrad, 20 April. General Zourow, welcher die Notifikation der Thronbesteigung des Kaisers Alexander III. überbrachte, ist von hier wieder abgereist. Fürst Milan verlieh demselben den Takow-Orden erster Klasse.

Der Direktor der serbischen Eisenbahn Jowan Poliwka erhielt seine Entlassung.

Athen, 20. April. Die von den Gesandten der Mächte dem Ministerpräsidenten Komunduros heute übergebene Note nimmt Akt von der Seitens der griechischen Regierung ausgesprochenen Annahme der von den Mächten festgestellten Grenzlinie und verheißt, daß die Mächte sich für die baldige Uebergabe des Griechenland zugesprochenen Gebietes interessiren würden.

Verlassen!

Roman in drei Bänden

von

Ewald August König.

58.

„Sie wollen Ihren Sohn in Schutz nehmen," sagte er, „ich finde das begreiflich, aber daß Sie durch solche Vertheidigung den Flecken von seiner Ehre nicht tilgen können, müßten Sie selbst einsehen. Die Vermuthung, daß ich selbst schon mit gefälschten Karten gespielt haben müsse, weise ich als niedrige Verdächtigung zurück. Da kommt der junge Herr, fragen Sie ihn!"

Paul war beim Anblick des Marchese erschreckt auf der Schwelle des Zimmers stehen geblieben, ein befehlender Wink des Vaters gebot ihm näher zu treten.

„Hast Du dies geschrieben?" fragte er, auf das Dokument deutend.

„Ich kann es nicht leugnen," erwiderte Paul, dem Italiener einen zürnenden Blick zuwerfend. „Der Herr Marchese versprach mir Verschwiegenheit —"

„Ich würde mein Versprechen gehalten haben, wenn nicht die Verhältnisse mich gezwungen hätten, es zu brechen," entschuldigte der Marchese sich achselzuckend.

„Zwang der Herr Dich, dieses Schuldbekenntniß niederzuschreiben?" fragte der Bürgermeister.

„Er drohte, mich ohne Erbarmen verhaften zu lassen, wenn ich mich weigere, seine Forderung zu erfüllen!"

„Und was Du hier geschrieben hast, ist Wahrheit?"

„Ich ließ mich durch schlechten Rath verführen —"

„Genug — Gott möge Dir den Kummer vergeben, den Du Deinen Eltern bereitet hast!" sagte der korpulente Herr mit einem tiefen und schweren Seufzer „Wie viel hast Du im Spiel von diesem Herrn gewonnen?"

„Im Ganzen mögen's fünf Thaler sein, der Herr Marchese wollte das Geld nicht zurückhaben," erwiderte Paul, der den Blick nicht zu seinem Vater zu erheben wagte.

Der Bürgermeister öffnete eine Schublade und zählte das Geld auf den Tisch.

„Diese Schuld muß getilgt werden, Herr Marchese," sagte er mit vibrirender Stimme, „sie wäre zu drückend für mich. Nehmen Sie das Geld nicht, so lege ich's in die Armenbüchse. Was Dich betrifft," wandte er sich zu seinem Sohn, „so triff Deine Vorbereitungen zu einer längeren Reise, Du wirst heute noch diese Reise antreten und das Nähere darüber nachher erfahren."

Paul schien einige Worte erwidern zu wollen, sein Vater zeigte befehlend auf die Thür, mit einem vorwurfsvollen Blick auf den Marchese ging er hinaus.

„Ich werde ihn zu meinem Bruder auf's Land schicken," sagte der korpulente Herr mit einem tiefen Athemzuge, „dort soll er arbeiten, damit die schlimmen Gedanken ihm vergehen."

„Seine Ehre wird dadurch nicht gerettet," erwiderte der Marchese, „geschehene Dinge lassen sich nicht ungeschehen machen, und wenn ich dem Gericht Anzeige mache, so bleibt dem Schuldigen die Strafe nicht erspart."

Der Bürgermeister hatte seine volle Fassung wiedergefunden, aus jedem Zuge seines rothen Gesichts sprach unerschütterliche Entschlossenheit, zugleich aber auch der Unwille über diese Drohungen, die den beabsichtigten Eindruck verfehlten.

„Wenn Sie diese Anzeige machen zu müssen glauben, so mögen Sie es thun!" sagte er, das Haupt stolz erhebend, „ich muß meinen Sohn alsdann seinem Schicksal überlassen und mich in den Spruch des Richters fügen."

„Sie könnten diese Anzeige verhüten."

„Wodurch?"

„Dadurch, daß Sie mir ermöglichen, dieses Nest ungehindert zu verlassen!"

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich gerichtliche Verfügungen nicht aufheben kann, und könnte ich es, in dem vorliegenden Falle würde ich es nicht thun. Sie wissen selbst, welcher Verdacht auf Ihnen ruht, ich bin nicht berufen, zu untersuchen, ob dieser Verdacht begründet ist oder nicht —"

„Ich weiß von solchem Verdacht nichts," unterbrach der Marchese ihn aufbrausend, „man soll mir sagen, was gegen mich vorliegt, damit ich mich vertheidigen und rechtfertigen kann! Ich werde mich heute noch bei unserm Gesandten über diese Chikane beschweren; damit allein nicht zufrieden, werde ich auch in einigen namhaften Zeitungen die hiesigen Verhältnisse nach meinen gemachten Erfahrungen schildern."

„Sehr wohl," nickte der Bürgermeister, „diese Mittheilungen in den Zeitungen werden wir gebührend beantworten. Ich habe mit der ganzen Sache nichts zu schaffen, gehen Sie zum Untersuchungsrichter; ich erkläre Ihnen noch einmal, daß persönliche Rücksichten mich niemals bewegen werden, die Pflichten meines Amtes zu verletzen. Kann mir auch das Schicksal meines Sohnes und die Fleckenlosigkeit seines und meines Namens nicht gleichgültig sein, so werden doch Ihre Drohungen mich der eignen Ehre nicht untreu machen! Könnte ich Ihnen den Weg zur Flucht öffnen, ich würde es nicht thun, und nun bitte ich Sie, mich zu verlassen, ich habe keine Zeit, mich über diese Angelegenheiten länger mit Ihnen zu unterhalten."

Der Marchese hatte sich des Dokuments, das auf dem Schreibtisch lag, mit einem raschen Griff bemächtigt, es schien ihn zu überraschen, daß der Bürgermeister es geschehen ließ.

„Sie werden es bereuen," sagte er, „ich hatte zuversichtlich erwartet, daß Sie mir Ihren Dank beweisen würden, nun ich mich darin getäuscht sehe, kenne ich auch keine Rücksichten mehr! Ich frage Sie noch einmal, Herr Bürgermeister —"

„Sie haben meine Antwort erhalten, ich wüßte nicht, was ich ihr noch hinzuzufügen hätte," fiel der Beamte ihm streng in's Wort. „Gehen Sie zum Untersuchungsrichter, er hat die Ihnen mißliebige Anordnung getroffen, er allein kann sie auch aufheben, ich glaube indessen nicht, daß es geschehen wird."

Der Marchese erwiderte darauf nichts, in Zorneswuth eilte er hinaus, und als er nach einer Weile sich umblickte, folgte in einiger Entfernung ihm wieder der Beamte.

Er schlug den Weg zu seiner Wohnung ein, Annunziata fuhr bei seinem Eintritt erschreckt von ihrem Sitz empor.

„Unglücklicher, Du bist noch hier?" fragte sie.

„Was ist geschehen?" erwiderte er, nach Athem ringend.

„Helene befreit, Doktor Bouillon verhaftet, seine Anstalt geschlossen, Alles verloren!"

„Unmöglich!" sagte er entsetzt.

„Lies dieses Telegramm, soeben traf es ein, Vincenzo hat es abgeschickt."

Mit zitternden Händen entfaltete der Marchese das Papier, das Blut stieg ihm heiß in Stirn und Wangen.

„So kam mein Brief zu spät," sagte er mit unsicherer Stimme, „wer hätte auch denken können, daß dieser kluge Doktor sich so leicht überlisten lassen würde!"

„Bei der Haussuchung wird man den Schuldschein finden, den Du ausgestellt hast," erwiderte Annunziata, „und nicht ihn allein, auch Deine Briefe, weiterer Beweise für Deine Schuld bedarf man nicht, überdies wird auch Helene Dich jetzt nicht schonen."

„Und das Alles verdanke ich Deiner Freundin drüben," knirschte der Marchese, „sie hat sich mit unsern Feinden verbündet und uns verrathen."

„Weshalb bist Du nicht abgereist?" fragte seine Schwester vorwurfsvoll, „ich glaubte Dich auf dem Wege nach Paris —"

„Weshalb?" fuhr er auf. „Weil die Polizei mir die Reise nicht erlauben will. Der Spion, der mir auf Schritt und Tritt folgt, sagte mir, er müsse mich verhaften, wenn ich nicht gutwillig auf meine Absicht verzichte; was blieb mir da Anderes übrig, als mich zu fügen?"

Er legte die Hände auf den Rücken und wanderte mit großen Schritten auf und nieder, die Blicke seiner Schwester folgten ihm voll ernster Besorgniß.

„So wäre es nun wohl an der Zeit, eine Pression auf den Bürgermeister zu üben," sagte sie.

„Das ist bereits geschehen, leider ohne Erfolg," erwiderte er. „Der hochmüthige Pascha hat seinem Sohne eine Strafrede gehalten und mir erklärt, er könne und wolle in meiner Angelegenheit nichts

Börsen-Berichte.

Stettin, 20. April. Wetter: veränderlich. Temp + 6° R, Nachts leichter Frost. Barom 27" 11"'. Wind W.

Weizen steigend, per 1000 Klgr. loko gelb feiner 212—221, Mittelsorten 203—210, weißer feiner 212—222, geringer 170—190, per Frühjahr 219—221—220 bez., per Mai-Juni 219—220 bez., per Juni-Juli do., per Juli-August do., per September-October 208,5 Bf u. Gd.

Roggen höher, per 1000 Klgr loko inl. 206—210, per Frühjahr 210,5—211 bez., per Mai-Juni 205,5—206,5 bez., per Juni-Juli 197—197,5 bez, per Juli-August 183,5—185,5 bez., per September-October 174 bz.

Gerste ohne Handel.

Hafer per 1000 Klgr. loko Pomm. 157—160.

Mais fester, per 1000 Klgr. loko amerik. 148 bez., per April 138—140 bez.

Winterrübsen steigend, per 1000 Klgr. loko per September-October 258,5 bez.

Rüböl fest, per 100 Klgr loko ohne Faß bei Kl. o. F. 54,5 Bf., per April-Mai 53,5 Bf., per September-Oktober 55,25 Bf.

Spiritus ruhig, per 10,000 Liter % loko ohne Faß 52,3 bez., per Frühjahr 53,6 Bf u. Gd., per Mai-Juni 53,8 Bf u. Gd., per Juni-Juli 54,6 Gd., per Juli-August 55,2 Bf. u. Gd.

Petroleum per 50 Klgr. loko 9 tr. bez., alte Us. 9,5 bo.

Landmarkt.

W. 2[illegible]0—220, R 208—213, G. 150—160, H. 160—165, E. 160—180, Kart. 42—4[illegible], Heu 3,50—4, Stroh 42—45.

thun, ich müsse mich an den Untersuchungsrichter wenden."

„So hast Du auch in diesem Punkte Dich verrechnet?"

„Ich konnte das nicht voraussehen."

„Und was willst Du nun thun?"

„Weiß ich's? Ich bin völlig rathlos und komme zu Dir, um Deinen Rath zu hören."

Annunziata stützte das Haupt auf den Arm und blickte sinnend vor sich hin.

„Du mußt noch in dieser Stunde fort von hier," sagte sie, „der Befehl zu Deiner Verhaftung kann aus Mailand schon hier eingetroffen sein."

„Glaubst Du, daß man deshalb mich überwacht?"

„Nein, deshalb nicht; sobald dieser Befehl eintrifft, wird man kurzen Prozeß machen und Dich in's Gefängniß bringen. Man überwacht Dich, weil ein anderer Verdacht auf Dir ruht; man sucht nach Beweisen, und ich fürchte noch immer, daß man sie finden wird. Wie oft habe ich Dir gesagt, Du gehst zu leicht darüber hinweg; wie oft habe ich Dich gewarnt —"

„Deine Vorwürfe ändern und bessern nichts," fiel er unwillig ihr in's Wort, „gieb mir einen Rath, auf welchem Wege ich dieses Nest ungehindert verlassen kann."

„Mit der Eisenbahn kannst Du nicht mehr abreisen, Du mußt die Stadt zu Fuß verlassen."

„Der Polizeispion wird mir folgen."

„Gut, er muß glauben, Du wollest einen Spaziergang machen. Ich würde Dich begleiten, aber ich fürchte, daß meine Anwesenheit hier nöthig sein wird. Es wäre möglich, daß man Dich hier sucht, ich werde den betreffenden Beamten auf eine falsche Fährte führen."

„Weiter, weiter," sagte der Marchese ungeduldig, „wohin soll ich gehen, wie mich dem Verfolger entziehen?"

„Du erinnerst Dich der Mühle, in der wir vor einigen Tagen Kaffee tranken?"

„Sie liegt eine Stunde von hier entfernt."

„Dort soll ein Wagen Dich erwarten. Sobald Du Dich mit Deinem Wächter entfernt hast, sende ich Dir den Wagen nach. Ich gebe dem Kutscher genaue Instruktionen. An der Mühle angekommen, brauchst Du nur einzusteigen, der Wagen wird augenblicklich von dannen rollen. Dein Wächter hat dann das Nachsehen, folgen kann er Dir nicht; bevor er hierher zurückgekehrt ist, wirst Du eine Eisenbahnstation erreicht haben. Das Weitere muß ich Dir überlassen, aber sobald Du in Sicherheit bist, telegraphire mir."

Der Marchese stand in Nachdenken versunken.

„Gelingt es mir, zu entkommen, so ist noch nicht Alles verloren," sagte er, „ich werde alle Schuld auf den Doktor Bouillon wälzen und meiner Frau die Scheidung vorschlagen. Bewache Du Theresina, ich hoffe sie in Mailand wiederzusehen. Ob auch sie schon Nachrichten aus Mailand erhalten hat?"

„Wahrscheinlich."

„Ist es der Fall, dann war sie auch mit unseren Feinden im Bunde, ich muß es wissen."

„Kümmere Dich jetzt nicht weiter darum, Du hast keinen Augenblick zu verlieren."

„Ich werde mich nicht lange drüben aufhalten," erwiderte er, indem er seinen Hut nahm, „ich muß Gewißheit haben, bevor ich diese Stadt verlasse."

„Du wirst Dich in's Verderben stürzen!" rief Annunziata ihm nach, aber der Marchese hörte nicht darauf; er wollte wissen, wie viel Theresina von seinen Verbrechen schon erfahren hatte und ob er in der That, wie er vermuthete, die Durchkreuzung seiner Pläne ihren Intriguen verdankte.

In seiner verzweifelten Stimmung wußte er wohl selbst nicht, was er wollte, als er die Treppe in der Apotheke hinaufstürmte. Rosi vertrat ihm den Weg, er schob sie zur Seite und öffnete im nächsten Augenblick, nach kurzem, ungestümen Pochen, die Thür zum Salon Theresina's.

Hand in Hand mit dem Vikomte von Tourmont saß Theresina auf dem Divan; mit zürnender Miene erhob sie sich, als der Marchese so ungestüm eintrat.

„Oh, ich störe!" sagte er in spöttischem Tone, aber Signora Farini ließ ihn nicht weiter kommen.

„Nicht in dem Sinne, wie Sie es verstehen!" fiel sie ihm in's Wort, „der Herr Vikomte de Tourmont ist mein Verlobter."

Jäh blitzte es in den Augen des Marchese auf, sein flammender Blick schien den Vikomte vernichten zu wollen, der mit dem Arm in der Binde vor ihm stand.

„So hat der Spion also doch seinen Zweck erreicht!" sagte er mit heiserer Stimme.

„Ich würde für diese Bemerkung Sie züchtigen, wenn Sie noch satisfaktionsfähig wären," erwiderte der Vikomte, sich hoch aufrichtend; „ein Schuft, der mit einem Fuße schon im Zuchthause steht, kann mich nicht beleidigen."

Theresina trat rasch zwischen die Beiden, auch aus ihren Augen loderte Zornesgluth.

(Fortsetzung folgt.)